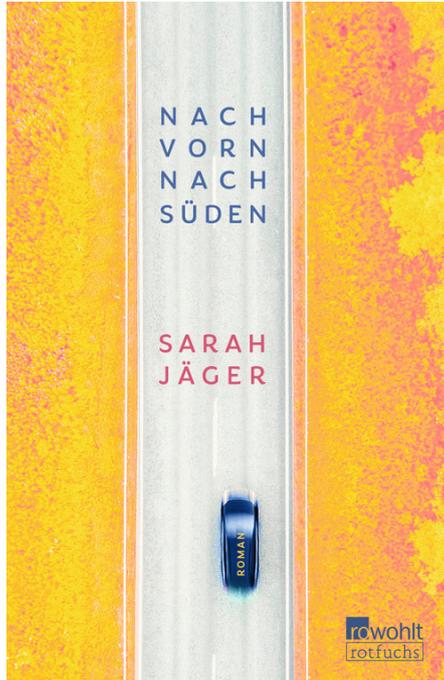


Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-00239-7

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Sarah Jäger

Nach vorn, nach Süden

Roman

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Originalausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag, Hamburg, März 2020

Copyright © 2020 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

Lektorat Christiane Steen

Satz aus der Scala Pro

Gesamtherstellung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978-3-499-00239-7

DER HINTERHOF vom Penny-Markt ist mehr als ein Hinterhof.

Mehr als ein grau betoniertes Quadrat und zwei Meter hohe Backsteinmauern. Mehr als Holzpaletten, die an der Mauer aufgestapelt sind, als Müllcontainer und Container für abgelaufene Lebensmittel. Mehr als Metallstühle, die Otto mitgebracht hat, damit nicht alle auf den Holzpaletten sitzen müssen. Mehr als der Grill, den Marvin aus einem der Schrebergärten geklaut hat.

So viel mehr als all das.

Manchmal denke ich, dass einige von uns nur beim Penny arbeiten, damit sie eine Ausrede haben, um auf dem Hinterhof abzuhängen. Wir Aushilfen verstecken uns acht oder zwölf Stunden in der Woche irgendwo zwischen Süßigkeitenregal und Pfandflaschenautomat, aber die meisten von uns hängen Vollzeit im Hinterhof ab. Dem Filialleiter Wendthoff, dem hat das nicht gefallen. Mit rotem Kopf stand er immer in der Tür zum Lager und bekam Antworten, die er verdiente:

«Meine Schicht fängt doch in einer halben Stunde an ... was, ich stehe heute gar nicht auf dem Plan?»

«Ich warte nur auf Marie, die ist in zehn Minuten fertig ... Was, erst in zwei Stunden, da hat sie mir aber Mist erzählt.»

«Ich? Ich arbeite doch hier. Sie kennen mich nicht? Also der Can hat gesagt, ich könnte ... Der hat hier nichts zu sagen? Erzählen Sie doch nichts ...»

Irgendwann hat der Wendthoff wohl keine Lust mehr gehabt, bis zur Rente mit rotem Kopf in der Tür zum Lager zu stehen, und hat sich in eine Filiale im Süden versetzen lassen.

«Passt auf, der schleimt sich noch bis zu Rewe hoch», hat Can da nur gesagt. Der neue Wendthoff ist die Sache schlauer angegangen. Der neue Wendthoff heißt eigentlich Müller, aber das interessiert hier niemanden.

Seinen Namen sucht man sich nicht aus, der wird einem gegeben, erst bei der Geburt und dann hier auf dem Hinterhof. Für den neuen Wendthoff ist das grau betonierete Quadrat nicht mehr als ein grau betoniertes Quadrat, und er hat es uns kampfflos überlassen, «aber wehe, ja, wehe euch, es gibt Ärger, keine Prügeleien, kein Delirium, kein Dealertum und keine Kippen im Container». Dafür hat er den Vollzeitern einen Fernseher in den Pausenraum gestellt, damit sie gar nicht auf den Gedanken kommen, dass es da noch etwas geben könnte, einen besseren Ort, jenseits des Pausenraums. Sie bekommen ihren täglichen Trash, und wir können zwischen den Müllcontainern ein Stückchen vom Himmel sehen. Die Vollzeitler haben das Sagen zwischen Süßigkeitenregal und Pfandflaschenautomat, und wir rütteln nicht an ihrem Thron, denn wir wollen mehr. Wir wollen mehr, als sie haben.

Es gibt keine komplizierten Aufnahme-rituale. Will ein Mensch dazugehören, dann muss er im Hinterhof abhängen. Das ist die erste Regel, und danach kommt nicht mehr viel.

Pavel hat im letzten Herbst aus den Plastikhüllen, in die die Paletten eingeschweißt sind, ein Dach gebaut. Mit Plan, Geschick und Tacker. Jetzt kann uns nicht einmal mehr der Regen in unsere Schranken weisen.

Wir hocken nicht die ganze Zeit vollzählig aufeinander und umeinander. Das sind nur die besonderen Momente, die Feiertage und Feierabende. Alle sind da, wenn einer von uns was zu feiern hat. Alle sind da, aus Sympathie, Freundschaft oder weil es was umsonst gibt.

So wie am heutigen Abend, an dem Marie ihren Real-schulabschluss feiert. Alle werden da sein, weil alle Marie mögen. Alle werden da sein. Alle heißt – alle bis auf Jo.

Ich bin spät dran, habe noch einen Abstecher zur Uni machen müssen. Völlig außer Atem komme ich im Hinterhof an. Niemand hebt den Kopf, nicht jeder wird im Hinterhof vermisst. Can steht am Grill. Er ist so alt wie ich. Und dann ist da noch der Hinterhof, und dann hören die Gemeinsamkeiten auch schon auf. Can ist immer der Erste, den man sieht. Es gibt ja so Menschen. Die kommen in den Raum, und alles wirft Funken. Mit großer Geste wendet er Würstchen und Gemüse. Die Würstchen hat Marie im Penny gekauft, das Gemüse haben wir gestern aus den Containern gefischt. Hinter Can auf den Holzpaletten sitzt Marie. Sie trägt ein weißes T-Shirt und eine blaue Jogginghose. Niemand kann eine Jogginghose mit Eleganz tragen. Niemand, außer Marie. Sie unterhält sich mit Vika, die rechts neben ihr sitzt. Auch Vika trägt eine Jogginghose, ohne Eleganz, dafür mit weißen Streifen. Auf ihrem Shirt steht in goldenen Lettern «Born to win». Zwischen Vika und Marie wartet eine halbvolle Flasche Weißwein. Der Platz links neben Marie ist frei. Da hat Jo immer gesessen, und deshalb setzt sich da niemand hin. Dabei ist Jo nicht tot. Nur weg. Auf den beiden Metallstühlen sitzen Otto und Pavel, mir bleibt Boden oder Stehplatz. Kurz zögere ich noch, dann setze ich mich links neben Marie auf die Holzpaletten. Vielleicht zuckt sie leicht zusammen, aber mehr passiert auch nicht.

Vika schaut zu mir rüber und hebt leicht die Augenbrauen. «Jawollo, Entenarsch», sagt sie. Im Hinterhof sucht man sich seinen Namen nicht aus. Entenarsch. So nennen sie mich.

Marie lächelt mich nur kurz an und hört dann wieder Vika zu. Wenn Menschlichkeit ein Gesicht hat, dann soll sie bitte so aussehen wie Marie. Ein Gesicht, das keine Schminke braucht, weil es nichts zu verbergen hat. Dabei ist Marie keine Heilige. Auch sie nennt mich Enten-

arsch, von Zeit zu Zeit. Das hätte Jesus nicht gemacht, Jesus hat sich von Judas küssen lassen, aber der Mensch will schließlich nicht am Kreuz enden. Der Mensch muss kein Heiliger sein, er muss nur so sein wie Marie. Dann wäre die Welt vielleicht noch zu retten.

«Wieso muss man denn immer was machen, nur weil alle was machen?» Vika verzieht ihren rot geschminkten Mund zu einem Flunsch.

«Weil nichts machen auch keine Lösung ist», sage ich, weil mir ihr Gejammer schon nach einem Satz auf die Nerven geht. «Jetzt mal ehrlich ...»

«Du machst doch ganz viel», werde ich von Marie unterbrochen, «du hast Fine, das muss man erst mal hinbekommen, das bekommen andere nicht hin, die zehn Jahre älter sind als du. Oder sogar zwanzig. Diese alten Mütter, die sind doppelt so alt wie du und bekommen das trotzdem nicht hin.»

Vika bekommt das mit Fine auch nicht so richtig hin. Fine ist die meiste Zeit bei Vikas Mutter, eigentlich immer. Insgesamt geht bei Vika nicht viel. Praktikum nach Praktikum. Friseurin, Einzelhandelskauffrau, Systemgastronomin, Erzieherin, sie hat einiges durch. Auch sonst.

Vika weiß nicht, was sie will. Nur Otto, den wollte sie, aber Otto wollte irgendwann nicht mehr.

Trotz Fine.

«Und den Speck hier, den bekomme ich auch nicht weg», jammert Vika weiter und greift sich in die Seite. Dann beugt sie sich näher zu Marie und flüstert: «Deswegen steht Otto nicht mehr auf mich. Ich bin ihm zu fett.»

«Das glaube ich nicht», flüstert nun Marie, «so ist der Otto doch nicht.» Beide schauen zu Otto, der mit seinem besten Kumpel Pavel unter dem Plastikdach sitzt. Es regnet nicht, aber das ist unserem Pavel vollkommen

schnuppe. Das Plastikdach ist Pavels ganzer Stolz. Immer wieder wandert sein Blick hoch zu den Plastikplanen, während Otto auf ihn einredet.

«Und da hat er gesagt, dass es dazu nichts mehr zu sagen gibt», beendet er gerade seinen Monolog.

«Das hat er gesagt?»

«Ja, da sagste doch nichts mehr, oder?»

«Nee ... da sagste nichts mehr.»

«Vielleicht schmeiße ich einfach hin.»

«Der Name ... der ist ja auch kacke.»

«Echt? Der Name ist noch das Beste an uns.»

Otto ist Bassist in einer Band, die ›Blümchenschlüpper‹ heißt. Er arbeitet beim Penny, aber nie am Wochenende. Dann reisen sie durchs Land, Otto und seine Band.

Seit Jahrzehnten ist die Band in der Punkszene unterwegs, und alle anderen Bandmitglieder sind mindestens doppelt so alt wie Otto, irgendwo jenseits der vierzig. Wenn jemand sagt, dass Punk doch gar nicht so sein Ding sei, dann schließt Otto nur kurz die Augen und sagt, dass er Musik machen will. «Was erwartet ihr, dass ich einen auf afrikanische Folklore mache und in der Fußgängerzone trommele?» Zu Otto gehören seine roten Chucks, Hosen mit Nadelstreifen und weiße Hemden. Wenn er auf der Bühne zwischen den Punkgreisen mit ihren zerrissenen Jeans und T-Shirts steht, dann ist er wie ein Kreis in einer Reihe von Quadraten, und doch ist er es, der das Bild komplett macht.

Als ob er gespürt hätte, dass wir sie anstarren, löst unser Pavel seinen Blick vom geliebten Plastikdach und schaut zu uns herüber. Er lächelt. Natürlich lächelt er. Manchmal könnte ich ihm ins Gesicht schlagen. Mitten ins Gesicht, weil er seinen Namen behalten durfte. Trotz Brille, fettiger Haare und unreiner Haut. Pavel ist achtzehn Jahre alt, aber seine Haut denkt immer noch, er sei mitten in der Pubertät. Wäre unser Pavel ein Mädchen,

dann hätte er es verdammt schwer. Aber bei Jungs zählen plötzlich die inneren Werte, und in dieser Hinsicht ist Pavel rasend schön.

«Jetzt muss unser Pavel nur noch fliegen lernen, dann ist er ein Superheld», hat Can gesagt, nachdem Pavel das Dach fertiggestellt hatte, und hat ihm dabei auf seine schmalen Schultern geklopft. Pavel ist sofort rot geworden und hat genuschelt: «Erst mal ... also ich mach erst mal Fachabi.» Ständig bleibt unser Pavel mitten im Satz hängen. Aber Can hat recht: Wenn einer aus diesem Hinterhof rauskommt, aus dieser Stadt, aus diesem Leben, wenn einer was Großes wird, dann ist es unser Pavel. Nur seine eigene Mutter könnte ihn noch zum Absturz bringen, denn sie hegt die laute Hoffnung, dass er einmal die nächste Ausgabe vom Wendthoff wird.

«Ich baue uns einen ... Da direkt an die Mauer. Einen Aussichtsturm», ruft er uns zu. «Hinterm See bei den neuen Häusern, da liegt ganz viel Holz. Das holen wir, und dann wird das ... ich glaube, dann wird das noch richtig schön hier.»

«Wozu brauchen wir denn einen Aussichtsturm?», lacht Marie, «um den Hinterhof zu schützen?»

«Na ja, Feinde gibt es doch an jeder Ecke», sagt Vika und nimmt einen großen Schluck aus der Weißweinflasche.

«Zum Weitgucken. Man muss doch mal weit gucken ... das braucht man doch mal, oder nicht?», antwortet unser Pavel, und seine Augen werden noch größer, als sie hinter den Brillengläsern ohnehin schon sind.

«Manche sehen fern, und unser Pavel guckt weit, so ist das Leben. Will irgendwer Würstchen?», ruft Can und hält mit seiner Zunge ein Würstchen in die Luft. «Unser Pavel». Auch ich sage «unser Pavel». Pavel musste seinen Namen nicht am Hinterhofeingang abgeben. Er durfte ihn behalten und hat sogar noch einen Zusatz bekom-

men. Bei uns gibt es kein <von und zu>, wir adeln mit einem <unser>.

«Ich baue euch einen Aussichtsturm ... da klackern euch die Hufe», sagt unser Pavel.

«Was soll das denn heißen, Hufe klackern?», fragt Otto und sieht unseren Pavel skeptisch an.

«Dass ihr euch wundern werdet.»

«Irgendwer Würstchen?», fragt Can dazwischen.

«Jetzt lass uns doch mal mit deinen Würstchen», fährt Otto ihn an, und Can lässt seufzend die Zange sinken.

«Ohren schlackern heißt das, nicht Hufe klackern. Ohren schlackern», richtet sich Otto wieder an unseren Pavel.

«Das macht doch ... macht überhaupt keinen Sinn.»

«So heißt aber das Sprichwort.»

«Warum sollen Ohren schlackern?»

«Aber Hufe klackern, oder wie?»

«Auf Asphalt ... da klackern die.»

«Die klappern, Hufe klappern.»

«Zähne klappern ... Hufe klackern.»

«Alles klar.» Otto gibt auf. Unser Pavel holt eine Flasche Orangenlimonade aus seinem Rucksack, murmelt: «Hufe klappern ... das klingt dämlich», und nimmt einen Schluck. Unser Pavel liebt Orangenlimonade.

Plötzlich wird die Lagertür aufgestoßen. Der Wendthoff. Also der neue Wendthoff. Neben der Lagertür an die Wand gelehnt, stehen Leroy und Marvin. Sie haben heute noch keinen Ton gesagt. Zumindest nicht, seitdem ich da bin. Stattdessen tippen sie unentwegt auf ihren Smartphones herum. Leroy arbeitet noch nicht lange beim Penny, und er wird auch nicht lange bleiben. Marvin ist Leroy's Bruder. Er ist erst dreizehn und der Jüngste von uns.

«Was machst du hier?», fragt der neue Wendthoff den Leroy.

«Pause?», antwortet Leroy, ohne den Blick vom Smartphone-Display zu heben.

«Eine Stunde?»

«Ja?»

«Wann hat deine Schicht angefangen?»

«Vor einer Stunde ungefähr?»

«Und, merkst du was?»

Leroy schaut den Wendthoff mit ausdrucksloser Miene an.

«Hm. Sollte ich?»

Leroy wird nicht lange bleiben.

Der neue Wendthoff schüttelt nur leicht den Kopf und hält Leroy die Lagertür auf. Mit einem Schnaufen steckt Leroy sein Smartphone in die Hosentasche. Laut fällt die Tür hinter den beiden ins Schloss.

Auch Marvin steckt sein Smartphone in die Hosentasche und schlurft zu Can an den Grill.

«Lass mich mal», sagt er und versucht, Can ein wenig zur Seite zu schieben.

«Vergiss es, Checker.»

Checker. Sogar Marvin hat es besser getroffen als mich.

«Aber ich hab den geklaut. Ohne mich gäbe es gar keinen Grill.»

«Und wenn du nicht willst, dass ich dich verpfeif, hältst du jetzt einfach mal die Backen», sagt Can und geht einen Schritt auf Marvin zu. Die Zunge mit dem Würstchen in seiner rechten Hand hat er leicht erhoben. Marvin ballt seine Fäuste, doch ich sehe genau, wie es um seine Mundwinkel nervös zuckt. Um Cans Mundwinkel zuckt es auch, aber das ist keine Nervosität. Seine Mundwinkel verziehen sich zu einem breiten Grinsen, und er wuschelt mit seiner linken Hand durch Marvins Haare.

«Nur Spaß, hier, nimm die Zange, übernimm den Grill.»

Dann schnappt er sich eine Dose Bier und stellt sich hinter Marvin.

«Mann, Mann, Mann. Ihr jungen Leute seid immer so leicht aus der Ruhe zu bringen.»

«Can», sagt Marie, und er dreht sich sofort zu ihr um. «Wenn du das nächste Mal auf Hollywood machen willst, dann bitte ohne Würstchenzange.»

«Ja, das kommt nicht, oder? Aber ich fand meinen Blick ziemlich beeindruckend. Wie ich so dastehe. Mit meinem Killerblick und dem Würstchen in der Zange. Das war doch episch, irgendwie.»

«Ja, da klackern ... die Hufe», ruft unser Pavel, und alle lachen.

«Can und das Killerwürstchen», ruft Vika, und alle lachen.

«Es war die Aushilfskraft mit einer Bratwurst», ruft Otto, und alle lachen.

«Das hatte die Wucht eines griechischen Dramas», rufe ich, aber da hat das Lachen der anderen schon aufgehört.

«Ph, dich hätte ich plattgemacht», murmelt Marvin.

«Genau.» Can verschränkt die Arme. Ich kann sein Gesicht nicht sehen, aber ich weiß, dass seine Mundwinkel wieder zucken.

Marvin wirft die Zange auf den Grill und zieht ein Springmesser aus seiner Hosentasche. Er lässt die Klinge aufspringen und klappt sie wieder ein. Mehrmals hintereinander macht er das, sein Blick bleibt stur auf dem Messer. Seine freie Hand zur Faust geballt. Niemand von uns ist überrascht. Wir alle wissen, dass er ein Messer in seiner Tasche hat. Vor ein paar Monaten hat ein Kumpel von seinem Bruder Leroy einen abgestochen, unten am See. Einfach so. Ein paar Tage lang dachten alle, dass Jo

der Typ mit dem Messer gewesen sei, große Aufregung im Hinterhof, aber dann haben sie den Kumpel von Leroy verhaftet, und es herrschte wieder Ruhe.

Can seufzt. «Alles klar. Wir alle haben gesehen, dass du ein Messer hast, dass du ein ganz Harter bist, also steck es wieder ein.»

«Das nächste Mal mach ich dich platt», nuschelt Marvin und schiebt das Messer wieder in die Hosentasche.

«Ist notiert», Can legt Marvin einen Arm um die Schultern. «Aber jetzt kümmern wir uns wieder um die wichtigen Dinge im Leben.» Marvin reagiert nicht, aber er wehrt sich auch nicht gegen Cans Arm. «Wie lautet noch mal die goldene Grillregel für Würstchen? Schwarz oder nicht?», fragt Can in die Runde, und ich sehe, dass sich Marvins geballte Faust langsam wieder öffnet.

«Auf keinen Fall schwarz. Das ist gar nicht gut ... also für die Gesundheit», antwortet unser Pavel.

«Marie, wir brauchen neue Würstchen.»

«Wieso?»

«Unser Pavel sagt, schwarze Würstchen gehen nicht. Otto, sag doch auch mal was.»

«Wieso, nur weil deine verkackten Würstchen schwarz sind?» Auf Ottos Stirn bilden sich wütende Falten, doch nur wenige Augenblicke später sind sie wieder verschwunden.

«Hey, Yasmin», sagt Otto, und seine Stimme ist ganz heiser. Im Eingang vom Hinterhof steht ein Mädchen. Sie ist in unserem Alter, so um die achtzehn, trägt schwarze Klamotten und hat ihre dunkelbraunen Haare zu zwei Zöpfen geflochten.

«Komm rein», Otto winkt sie zu sich. Unser Pavel steht von seinem Metallstuhl auf. Natürlich steht unser Pavel von seinem Metallstuhl auf, damit sie sich neben Otto setzen kann.

«Das ist Yasmin», sagt Otto.

«Hallo, Yasmin», sagen wir im Chor, nur Vika macht nicht mit.

«Genau für solche Schlampen brauchen wir den Turm», flüstert sie Marie zu, aber Marie zuckt nur die Schultern.

«Fine ist übrigens bei meiner Mutter, falls es dich interessiert», faucht Vika. Ihr Oberkörper ist leicht nach vorn gerichtet, doch ihr Rücken ist gerade. Die Hände hat sie neben ihrem Körper aufgestützt, ihre Fersen berühren die unteren Holzpaletten. Ein falsches Wort, und sie wird sich auf Otto und diese Yasmin stürzen, um blutige Fetzen aus ihren Leibern zu reißen, da bin ich mir sicher.

«Ist sie doch immer, bei deiner Mutter», sagt Otto ganz ruhig. Seine Hand liegt auf Yasmins Oberschenkel, und er streichelt mit dem Daumen sanft über den schwarzen Jeansstoff. Das Streicheln erzählt, dass sie bereits zusammen im Bett gewesen sind, Otto und Yasmin. Und das versteht auch Vika.

«Fine ist unsere Tochter, also Ottos und meine. Falls es dich interessiert.» Wie Spucke ins Gesicht, so soll der Satz Yasmin treffen. Die Nummer zieht Vika ständig ab. Sobald ein fremdes Mädchen den Hinterhof betritt und sich neben Otto setzt. Richtig funktioniert hat es noch nie.

Yasmin lächelt nur freundlich. «Natürlich weiß sie das», sagt Otto. Wieder verfehlt die Spucke ihr Ziel. Am Ende bleibt nur ein müder Sabberfaden, der von Vikas Mundwinkel hinunter auf ihr T-Shirt fließt, mitten durch <Born to win>.

«Fine ist voll niedlich», sagt unser Pavel zu Vika und lehnt sich neben sie an die Mauer. Aber Vika starrt nur schweigend zu Yasmin und Otto. Es ist Winter geworden im Hinterhof. Wir anderen verharren wie beim Stopp-tanz. Keiner bewegt sich, alle warten darauf, dass je-

mand die Musik wieder anstellt, und sei es irgendein abgenudelter Gassenhauer.

In dieser Hinsicht ist auf Can Verlass. Can findet selbst im tiefsten Winter und in der tiefsten Dunkelheit die Playtaste. «Will irgendwer ein schwarzes Würstchen? Ich hätte auch noch verkohltes Gemüse.»

«Sag mal, Can, was kannst du eigentlich?», fragt Marvin und kann wieder grinsen.

«In der Tat. Das fragen mich meine Eltern auch ständig. Aber immerhin mache ich nächstes Jahr Abi, im Gegensatz zu dir kleinen Flitzpiepe.»

«Im zweiten Anlauf», kann ich mir nicht verkneifen.

«Ach, Entenarsch», seufzt Can und wiegt den Kopf hin und her. «Das war so klar. Immer den Finger in die Wunde legen.»

Bevor ich darüber nachdenken kann, geht die Tür zum Lager auf, und Leroy schlendert in den Hinterhof.

«Warum ... was machst du denn schon wieder hier?», fragt unser Pavel und schaut nervös zur Lagertür.

«Pause.»

«Wenn dich der Wendthoff erwischt.»

«Der Wendthoff kann mich mal.»

Leroy schaut kurz zu Otto, der mit Yasmin rumknutscht.

Dann geht er zu seinem Bruder und schaut auf den Grill. Es ist vollkommen egal, ob Leroy knutschende Menschen anschaut oder einen schiefen Kugelgrill oder eine Massenkarambolage. Nichts davon spiegelt sich in seinem Gesicht wider. Seine Lippen bilden immer eine schmale Linie, die Mundwinkel neigen sich leicht nach unten, genau wie seine oberen Augenlider. Er ist erst siebzehn, aber manchmal denkt man, er habe schon alles gesehen.

«Die Würstchen sind ja total schwarz», sagt er.

«Das hat Can verbockt», feixt Marvin.

«Ich glaube, das liegt am Grill», gibt Can zurück.

Leroy verschwindet durch die Lagertür und kommt einen kurzen Moment später mit zwei Packungen Würstchen zurück.

Im Hinterhof gibt es kaum Regeln. Will ein Mensch dazugehören, dann muss er im Hinterhof abhängen. Das ist die erste Regel. Und die zweite lautet: Klau nicht im eigenen Penny-Markt. Leroy schert sich nicht um Regeln. Er wird nicht lange bleiben.

«Ich hab übrigens darüber nachgedacht, einen Tanzkurs zu machen», sagt Can und setzt sich auf die Lehne von Ottos Metallstuhl. «So zum Frauenkennenlernen. Salsa vielleicht. Sagt mal, Genossinnen, das finden Frauen doch geil, oder, wenn Männer ihre Hüften bewegen können.»

«Wenn du so tanzt, wie du grillst, dann lass es lieber bleiben», erwidert Otto und schubst Can von seiner Lehne. «Genau», ruft Vika und lacht.

«Na, hören Sie mal, junge Frau.» Can nimmt ihre Hand und zieht Vika runter von den Holzpaletten. Er legt einen Arm um ihre Hüften und hopst mit ihr über den Hinterhof. Vika kreischt wie ein kleines Mädchen, und ich denke, dass nur ein roter Ballon in ihrer Hand fehlt, und es wäre ein Bild purer Glückseligkeit. Die beiden hopsen immer schneller, bis Vika mit ihrer rechten Hand auf Cans Rücken schlägt und «Ich kann nicht mehr» schreit. Can lässt sie los und greift sich sofort Maries Hand.

«Ich tanz euch alle in Grund und Boden!», brüllt er.

«Marie, pass auf deine Zehen auf», ruft Vika, sie lehnt sich an die Holzpaletten und ringt nach Luft.

Aber Marie muss nicht aufpassen. Marie hat Can fest im Griff, das wissen wir alle. Bevor Can Marie auf die Zehen tritt, hackt er sich seine eigenen ab. So pathetisch ist die Freundschaft zwischen Can und Marie.

Er zieht sie ganz nah zu sich heran und wiegt sie langsam hin und her. Ihre Arme liegen um seinen Hals.

«Du hast hier doch genug Frauen», höre ich Marie sagen.

«Ihr seid mir einfach zu anstrengend», antwortet Can und legt seinen Kopf in den Nacken. «Und wenn hier endlich mal eine fremde Frau auftaucht, dann knutscht sie zwei Sekunden später schon mit Otto rum. Das ist Gift fürs Ego.»

Sie wiegen sich weiter. Ich kann nicht länger erkennen, wer den Impuls gibt. Es ist nur noch ein Gemeinsam.

«Also Salsa.»

«Oder Zumba vielleicht», sagt Can, «Jo und ich, wir wollten zusammen zum Zumba gehen.» Fehler, denke ich, als ich in Maries Gesicht sehe.

«Nur so aus Scheiß, nicht wegen der Frauen, nur aus Scheiß wollten wir dahin gehen», sagt Can schnell, aber Worte sind nun mal kein Radiergummi.

Marie und Can wiegen sich nicht mehr hin und her. Sie stehen still, und diesmal findet Can die Playtaste nicht.

Ich öffne den Mund, weil ich was sagen will, doch da ruft unser Pavel schon: «Marie, wir haben noch ein Geschenk für dich», und hilft Can hinaus aus der Bewegungslosigkeit. Die gleichen Worte liegen auf meiner Zunge. Ich schlucke sie wieder hinunter. Es kratzt ein wenig im Hals.

«Genau», sagt Can dankbar und nimmt seine Hände von Maries Taille. Er hastet an die Mauer und holt hinter den Holzpaletten einen Liegestuhl hervor, klappt ihn vor Marie auf. Der Stuhl ist mit weiß-rottem Stoff bespannt.

«Von uns allen. Nicht geklaut, sondern käuflich und vollkommen legal erworben», beendet Can seinen Aktionismus und lässt sich auf die Holzpaletten sinken. Er

sitzt neben mir. Er sitzt so nah neben mir, dass es sich beinahe wie eine Berührung anfühlt. «Da kannst du den ganzen Sommer drinliegen», jubelt Vika und klatscht in die Hände. Marie klatscht nicht in die Hände. Sie steht einfach da, so wie eben mit Can. Nur ihre Arme, die liegen nicht mehr um seinen Hals. Ihre Arme, die hängen herunter, so wie Arme eben hängen, wenn sie gerade den Halt verloren haben.

«Ich werde ihn suchen», sagt Marie. «Ich werde Jo suchen.»

Alle nicken, als hätten sie nur darauf gewartet, dass Marie diesen Satz ausspricht, als sei es nur eine Frage der Zeit gewesen. Auch ich nicke, dabei habe ich gar nicht darauf gewartet. Seit sechs Monaten ist Jo verschwunden. Er wurde nicht entführt, er wurde nicht verschleppt, er ist einfach abgehauen. Will ein Mensch dazugehören, dann muss er im Hinterhof abhängen. So lautet die erste Regel. Wenn Jo wieder zu uns gehören will, dann soll er gefälligst zurückkommen. Freiwillig, ohne Suchkommando und ohne Empfangskomitee, ohne Blaskapelle und ohne tränennasse Taschentücher. Ich habe Jo nicht vermisst, keine einzige Sekunde. Aber ich weiß, dass nur ich so empfinde, hier auf dem Hinterhof. Natürlich weiß ich das.

Otto und Yasmin hören mit dem Knutschen auf. Sie stellen sich neben Leroy, Marvin und den kaputten Kugelgrill. Ich, Can und Vika sitzen immer noch auf den Holzpaletten, unser Pavel lehnt neben Vika an der Mauer. Wir haben einen Kreis um den Liegestuhl gebildet, und Marie hält diesen Kreis zusammen.

«Wo willst du ihn suchen?», fragt Vika und setzt eine Sektflasche an ihre Lippen. Die Weißweinflasche ist bereits seit einiger Zeit leer.

«Ich habe seine Postkarten mit den Poststempeln», antwortet Marie. «Irgendwo muss er ja sein. Und ich habe schließlich den ganzen Sommer Zeit.»

«Hast du den Freak aus Jos Haus noch mal gefragt? Diesen Revoluzzer?», fragt Can, und sein Bein ist immer noch so nah an meinem. «Vielleicht hat er irgendwas gehört?»

«Nein, er hätte mir garantiert Bescheid gesagt.»

«Und Jos Vater?»

«Der weiß auch nichts.»

«Meine Mutter ... die hat gerade ihr Auto verkauft.» Unser Pavel bricht den Satz ab und hebt entschuldigend die Hände.

«Ich habe doch gar keinen Führerschein», sagt Marie.

«Marvin könnte eins klauen», schlägt Can vor.

«Klar, könnt ich machen.»

«Und dann?»

«Hätten wir ein Auto.»

«Wir?» Marie zieht die Augenbrauen hoch.

«Ich bin natürlich dabei.» Can lässt sich von den Holzpaletten gleiten und legt Marie seinen Arm um die Schultern. «Was soll ich denn den ganzen Sommer ohne dich abhängen?!»

Wir alle starren auf den Liegestuhl, der so fröhlich gestreift in unserer Mitte steht. Und ich muss plötzlich an all die Kindergeburtstage denken, an immer wieder nach Jerusalem. Doch diesmal ist es anders. Wer sich zuerst auf den Liegestuhl setzt, der ist raus. Wer sich zuerst setzt, der hat verloren, der hat diesen Sommer für immer verloren.

«Ich hätte ein Auto und einen Führerschein.» Ich gucke in die Runde, um herauszufinden, wer das gesagt hat. Und stelle dann fest, dass ich es gewesen bin.

DIE AMPEL schaltet auf Grün. Ich drücke mit dem rechten Fuß das Gaspedal runter, den linken Fuß nehme ich langsam, ganz langsam von der Kupplung. Ein kurzer Ruck. Das Auto abgewürgt, ich könnte kotzen.

«Kann mal passieren», sagt Marie vom Beifahrersitz, und es fehlt nur, dass sie meinen Oberschenkel tätschelt wie Herr Ranswert, mein Fahrlehrer.

«Kann mal passieren, aber doch nicht an jeder verschissenen Ampel», blafft Can und lässt sich gegen den Rücksitz fallen.

Hinter uns hupen die anderen Autos. Ich drehe den Zündschlüssel, drücke wieder das Gaspedal runter, den anderen Fuß ganz langsam von der Kupplung, doch wenn es einmal mies läuft – ein kurzer Ruck und wieder Stillstand. Alles nicht so einfach.

«Oh, Leute. Wenn das schon so anfängt», seufzt Can.

«Stress mich nicht, sonst drehe ich sofort wieder um!», warne ich, denn ich halte das Lenkrad und somit die Macht in den Händen. So funktioniert das doch, auch in jeder dysfunktionalen Familie. Links die Macht, rechts die ausgleichende Kraft, und die auf dem Rücksitz haben gefälligst die Klappe zu halten.

«Umdrehen? Ernsthaft?», Can hält nicht die Klappe. Natürlich hält Can nicht die Klappe, den könnte man in den Kofferraum sperren, gefesselt, geknebelt und sedierte, der würde trotzdem nicht still sein. «Du musst nicht umdrehen. Wir sind doch überhaupt noch nicht losgefahren.» Can ist niemals still, alles an ihm redet. «Da, rechts den Fußweg lang, dann bin ich in zwei Minuten auf dem Hinterhof. Umdrehen. Größenwahn, oder was.»

«Can, denk dran», mahnt Marie. Auf Marie ist Verlass. Sie ist die ausgleichende Kraft, immer und überall und auch jetzt und hier.

«Ich sag ja nichts», sagt Can, und ich sehe im Rückspiegel, wie er seine Hände hebt. «Ich hab Zeit. Ich mach

jetzt für ein Stündchen die Augen zu, und wer weiß, vielleicht sind wir dann schon in einem anderen Stadtteil. Und wenn nicht, auch egal, ich hab Zeit.»

Wir haben Zeit, einen ganzen Sommer lang, und wir sind erst zehn Minuten unterwegs. Aber die Aufbruchstimmung, tja, die Aufbruchstimmung könnte besser sein. Die Straße langrasen, die Fenster runterkurbeln, das Radio voll aufdrehen und den Song mitgrölen, irgendwie so was, so stellt man sich das doch vor. Stattdessen stehen wir hier, unsere T-Shirts sind schon vollgeschwitzt, das Radio kaputt, die Laune am Boden, insgesamt eine ziemlich würgige Angelegenheit. Can hat die Augen geschlossen und seinen Kopf an das Seitenfenster gelehnt. Doch Can ist niemals still, alles an ihm redet, dafür muss er noch nicht einmal was sagen.

Nach Maries Abschlussparty ist alles ganz schnell gegangen. Unser Pavel hat direkt am nächsten Tag herausgefunden, von welchen Briefzentren die Stempel auf Jos Postkarten stammen. Fulda, Frankfurt, Würzburg, Ulm, Freiburg. Immer weiter nach Süden.

Ich lasse mir von meinem Onkel zeigen, wie man den Corsa volltankt. Dann hole ich meinen roten Rollkoffer aus dem Keller und schleppe ihn in die Wohnung. Den Rollkoffer habe ich zum vorletzten Geburtstag bekommen. «Nach dem Abitur wartet die weite Welt auf dich, da musst du gut vorbereitet sein. Eine gute Vorbereitung, jetzt guck nicht so genervt, eine gute Vorbereitung, die ist immer wichtig», hat mein Vater gesagt, er kann einfach nicht aus seiner Haut, er ist Angestellter einer Rentenversicherung. Meine Mutter auch, aber die redet nicht, sie nickt lieber mit dem Kopf. In der Wohnung reiße ich das Füllmaterial aus dem Koffer, die weite Welt hat ganz schön lange auf mich warten müssen. Und ob sie wirklich auf eine wie mich gewartet hat, Vorberei-

tung hin oder her, da bin ich mir noch nicht so sicher. Vor einer guten Stunde dann haben wir uns auf dem Hinterhof getroffen. Ich ziehe meinen Rollkoffer über den Asphalt, Marie hat eine Sporttasche über der Schulter und Can nur einen Rucksack in der Hand.

Vika, unser Pavel und Otto warten bereits auf uns.

Auf Vikas Shirt steht <not for everybody>, ich schaue auf ihre Speckröllchen und denke, genau. Vika hingegen starrt auf Cans Rucksack und fragt mit zusammengezogenen Augenbrauen: «Mehr nicht?»

«Ich geh doch nicht auf Safari mit Übergepäck.» Can schwingt seinen Rucksack vor und zurück. «Fünf Unterboxen, zwei Shirts, eine Zahnbürste. Das Abenteuer, das musst du ja auch riechen können.»

Nun zieht sich Vikas ganzes Gesicht zusammen. «Das ist widerlich.»

«Das ist Rock 'n' Roll. Frag Otto.»

Aber Otto schüttelt nur den Kopf. «Das ist krankes Can-Gefasel.»

«Oder so», grinst Can.

«Du hast ... ich meine, hast du noch nicht mal Deo dabei?», fragt unser Pavel vorsichtig. Can schlägt sich mit der freien Hand gegen die Stirn, «Verdammt. Vergessen», und verschwindet im Penny-Markt.

Otto kickt eine Plastikflasche über den Hinterhof, er ist immer schnell mit anderen Dingen beschäftigt, bleibt nie lange an einem Ort, bei einem Gedanken, bei einem Menschen, Vika kann ein trauriges Lied davon singen, und sie singt es voller Inbrunst, mit immer neuen Strophen. Sie streckt ihr Bein nach der Flasche aus, aber Otto kickt lieber allein. Nur unser Pavel spielt weiterhin brav Abschiedskomitee.

«Wenn ihr wieder da seid ... ich besorge heute Nacht das Holz ... dann steht der Turm. Und Leroy ... Leroy will mir helfen.»

«Ach, Leroy», sagt Marie zweifelnd.

«Doch, der hilft mir. Und er wollte auch tschüs sagen, aber er musste noch ...», unser Pavel bleibt wieder mitten im Satz hängen und nimmt einen neuen Anlauf, «er musste noch so eine Sache machen.»

«So eine Sache.»

«Ist doch ... egal jetzt. Wo wollt ihr denn hin?», wechselt unser Pavel schnell das Thema.

«Nach Freiburg», sage ich nicht ohne Stolz, denn die, die irgendwo hinwollen, sind immer spannender als die, die irgendwo bleiben. «Da wurde die letzte Postkarte abgestempelt, aber das weißt du ja.»

«Nein, zuerst fahren wir nach Münster. Da wohnt seine Mutter», werde ich von Marie korrigiert.

«Echt? Aber die Mutter ... zu der hatte er doch keinen Kontakt.», wundert sich unser Pavel.

«Vielleicht hat sie trotzdem irgendwas von ihm gehört.»

Ich höre dem Gespräch von Marie und unserem Pavel zu und weiß nur, dass ich gar nichts weiß. Warum auch, ich bin ja nur die Fahrerin. Was weiß denn ich schon? Nicht viel und von Jo noch weniger:

Er ist sechzehn Jahre alt, seit einem halben Jahr verschwunden, er trägt Baseballcaps und ist zwei Zentimeter kleiner als Marie, damit hat sie ihn immer aufgezogen, als alles noch gut war zwischen ihnen. Dass irgendwann nicht mehr alles gut war, weiß ich auch, leider zu genau, denn daran hatte ich meinen Anteil. Jo lebte bei seinem Vater, von seiner Mutter weiß ich nichts, bis vorhin habe ich gedacht, sie sei tot. Also nicht tot, sondern Münster.

Jo ist die erste Person gewesen, die mich Entenarsch genannt hat. Das werde ich wohl nicht vergessen, das werde ich immer wissen, und das werde ich ihm auch nie verzeihen.

Leroys kleiner Bruder Marvin kommt in dem Moment auf den Hinterhof gerannt, in dem Can aus der Tür zum Lager tritt.

Marvin kramt ein Dose Pfefferspray aus seinem Rucksack und hält sie Can hin.

«Hier, wenn euch irgendwer doofkommt.»

«Wie überaus gedankenvoll von dir», sagt Can und wuschelt durch Marvins Haare. «Jetzt kann ja nichts mehr schiefgehen. Und du, du passt auf dich auf, und das Messer lässt du in der Tasche, verstanden?» Marvin nickt und wehrt Cans Hand ab, die immer noch durch seine Haare wuschelt.

«Übrigens fragt der neue Wendthoff nach deinem Bruder. Seine Schicht hat vor einer halben Stunde angefangen.»

«Der kommt gleich, kein Plan, musste noch irgendeine Sache machen.»

«Irgendeine Sache», sagt Can.

«Ist doch ... egal jetzt», sagt unser Pavel.

Nachdem Can noch schnell zum Drogeriemarkt gelaufen ist, weil mit Penny-Markt-Deos auf Reisen gehen dann eben doch nicht geht, nachdem Vika Marie umarmt und losgeheult hat, nachdem unser Pavel uns die Hand geschüttelt und eine gute Reise gewünscht hat, nachdem Otto gerufen hat: «Nun haut schon endlich ab!», und nachdem tatsächlich noch Leroy aufgetaucht ist und mit starrer Miene «Tschüs» gemurmelt hat, fahren wir endlich los. Can, Marie und ich.

Inzwischen sind wir zwanzig Minuten unterwegs. Unterwegs trifft es nicht ganz, denn wir stehen mal wieder, an einer grünen Ampel, und ich höre ein leises Knurren vom Rücksitz.

«So, hier musst du gleich links auf die Autobahn», sagt Marie, die immer noch ruhig bleibt und tapfer auf ihr Smartphone und den Routenplan schaut.

«Alles klar», sage ich, ohne viel nachzudenken, denn ich bin zu sehr damit beschäftigt, den Wagen neu zu starten und nicht absaufen zu lassen, deshalb setze ich den Blinker und fahre los, fahre und denke erst dann und bremsen.

«Was ist denn jetzt?», Can knurrt nicht mehr, er redet wieder. «Hier ist doch noch nicht mal eine Ampel.»

Ich hole tief Luft, es könnte unangenehm werden, es könnte ein bisschen zwicken, aber da muss ich durch. «Ich fahre nicht auf die Autobahn.» So, jetzt ist es raus. Der Zeitpunkt hätte besser sein können, aber immerhin, jetzt ist es raus.

«Du, das wird schwierig. Wir stehen mitten in der Auffahrt», versucht Marie an meinen gesunden Menschenverstand zu appellieren. Aber bei Autobahnen, da setzt mein Menschenverstand aus, da werde ich zum Tier und verkrieche mich in irgendeiner Höhle, einem Bau oder, wenn es sein muss, in einem Loch.

«Das spielt keine Rolle. Ich fahre keine Autobahn», sage ich und merke, dass ich zu keinen anderen Worten mehr fähig bin, ich werde nur noch diesen einen Satz wiederholen können, bis es endlich vorbei ist, bis wir irgendwie von dieser Auffahrt runtergekommen sind. Ich fahre keine Autobahn. Punkt. Nein. Ausrufezeichen. Drei Ausrufezeichen.

Hinter mir hupen Autos, aber irgendwann stumft man ja ab.

Ich fahre rechts auf den Standstreifen und setze den Warnblinker. Den habe ich mir an der Tankstelle von meinem Onkel zeigen lassen. Vorbereitung ist alles. Manchmal ist es doch gut, Rentenversicherungsangestellte in der Familie zu haben.

«Ich fahre euch überallhin, aber ich fahre keine Autobahn!!!», sage ich. Ich habe mein Mantra gefunden, und das kann ich jetzt stundenlang so durchziehen.

«Scheiße, Entenarsch. Keine Autobahn, das ist so typisch. Was ist das denn hier? Vollkommen sinnentleert. Vollkommen sinnentleerter Scheißkram ist das hier.»

Can schlägt mit der flachen Hand gegen das Autodach, und Marie zuckt zusammen. Ich bin mir sicher, er würde gerne mit einem Satz aus dem Auto springen, aber mein Corsa ist nur ein Dreitürer. Augen auf bei der Sitzplatzwahl, möchte ich rufen, aber ich kann gerade nicht reden. Ich kann nur nach vorn starren und das Lenkrad festhalten.

Marie dreht sich auf dem Beifahrersitz um und beugt sich an dem Sitz vorbei zu Can.

«Wir können doch ins Navi eingeben, dass wir keine Autobahnen wollen.» Ich höre, wie Can einatmet, aber Marie lässt ihn gar nicht erst zu Wort kommen. «Nein, jetzt hör mal zu. Das ist doch kein Problem. Und wenn sie mehr Routine hat, dann klappt das vielleicht noch mit der Autobahn.»

Es ist immer seltsam, wenn über einen in der dritten Person gesprochen wird, obwohl man anwesend ist. Das macht klein, da hat man gar keine Chance. Aber ich kann das verstehen. Ich fühle mich gerade auch eher wie eine dritte Person und weniger wie ich.

«Marie, die ist doch wirklich -»

«Can, wir haben das besprochen.»

«Ich weiß, schließlich sitz ich hier, oder nicht? Also beruhig dich.»

Noch schlimmer, als in der dritten Person über einen zu reden, wenn man anwesend ist, ist, in der dritten Person über einen zu reden, wenn man nicht anwesend ist und das dann zu erwähnen, wenn man anwesend ist. Natürlich in der dritten Person. Wie auch immer. Ich kann

jetzt nicht darüber nachdenken, ich muss das Lenkrad festhalten.

Wenn schon denken, dann an den Liegestuhl. Einen Sommer gemütlich und einsam im Liegestuhl oder einen Sommer voller Abenteuer. Da muss man auch mal was einstecken können, wenn man dabei sein will. Und dabei sein, das ist doch die Hauptsache. Ich bin dabei, keine dritte Person, sondern ich.

«Wir stehen hier in der Auffahrt», Marie will einfach nicht aufgeben, aber natürlich, für sie geht es um etwas, für sie geht es nicht um mich, für sie geht es nicht um die Autobahn, für sie geht es um Jo. «Du musst sowieso auf die Autobahn fahren, das ist doch die einzige Richtung, es geht nur nach vorn.»

«Nein. Ich fahre keine Autobahn!!!»

Ein weißer SUV rast hupend an uns vorbei, dann ein dunkelblauer Kombi und wieder ein SUV. Diesmal ist er rot.

«Aber hier rumzustehen ist auch Mist.» Marie lehnt sich ein wenig zu mir herüber. Aus ihrem Zopf haben sich einige Strähnen gelöst, die ihr nun ins Gesicht hängen wie ein dunkelbrauner Vorhang, so ein Fadenvorhang, der an einer Terrassentür angebracht ist. «Draußen sind über dreißig Grad, und wenn wir hier stehen, kommt überhaupt keine Luft rein. Ich kann schon schwimmen in meinen Klamotten.» Da kann ich Marie nicht widersprechen. Der Corsa ist schon über zehn Jahre alt, ohne Klimaanlage, ohne elektrische Fensterheber, ohne Einparkhilfe, einmal Corsa ohne alles. Auch ich habe das Gefühl, mit Klamotten in einem aufgeheizten Babyschwimmbecken zu sitzen. Draußen ist herrliches Sommerwetter, das perfekte Wetter für Freibad oder See oder Meer, doch auf einer Autobahnauffahrt ohne Klimaanlage wünscht man sich einfach nur einen

wolkenverhangenen Himmel und Nieselregen. Marie hat recht, aber es ändert nichts.

Can redet nicht mehr. Er knurrt auch nicht, es ist inzwischen so eine Art Jaulen.

Im Rückspiegel sehe ich das nächste Auto die Auffahrt hinunterfahren, es ist ein silberner Kleinwagen. Das Auto hält hinter uns und schaltet das Warnblinklicht an. Der Fahrer steigt aus, ein junger Typ mit weit ausgeschnittenem T-Shirt und ausgeprägter Brustmuskulatur, und nähert sich meinem Corsa. Ich frage mich, ob da unser Held auftaucht oder nur eine weitere Eskalationsstufe dieser ohnehin komplett verfahrenen Situation. Der Typ beugt sich vor, um durch das geöffnete Beifahrerfenster ins Auto zu schauen.

«Habt ihr 'ne Panne, oder was?» Der Typ schaut kurz mich an, dann schaut er zu Marie, schaut nicht mehr weg und lächelt.

«Achmad ...», kommt es aus dem hinteren Teil des Autos.

«Ach, Can, gar nicht erkannt dahinten. Was läuft?»

«Nicht viel.»

«Ja, Rücksitz ist immer scheiße.» Der Typ namens Achmad schaut wieder Marie an und lächelt. «Kann ich helfen?»

«Hast du ein paar Wochen Zeit?», Can hat sich vom Rücksitz erhoben und seinen Oberkörper zwischen Fahrer- und Beifahrersitz nach vorn geschoben. Achmad antwortet gar nicht, er lacht nur.

«Dann bring uns wenigstens runter von dieser Auffahrt.»

«Auf die Autobahn, oder was?»

«Nein. Bloß nicht auf die Autobahn», sagt Can schnell.

«Zurück auf die Straße?» Achmad richtet sich auf, schaut mit konzentriertem Blick die Auffahrt hinauf

und beobachtet die Autos, die von der Straße abbiegen und die Auffahrt runter auf die Autobahn fahren. Dann schaut er wieder zu uns.

«So viele Autos kommen ja nicht. Das könnten wir schon machen, oder was. Also Can, für dich mach ich das. Da hab ich schon krankeres Zeug zusammengefahren.» Er ist es also, unser Retter, unser Ritter, unser Held, unser Gott aus der Maschine. «Aber das Auto ist nicht kaputt, oder was?»

«Das Auto nicht», seufzt Can und lässt sich wieder auf den Rücksitz plumpsen.

«Alles Fidschi», sagt Achmad und trommelt mit seinen Zeigefingern auf das Autodach, «dann riskieren wir's.»

Ich steige aus und klettere zu Can auf den Rücksitz. Er dreht sich sofort weg von mir und schaut aus dem Fenster. Von seinen Schläfen fließt der Schweiß, das sind keine Bäche mehr, das sind Flüsse, und sein T-Shirt ist so nass, dass es an seiner Haut klebt und ich seinen Bauchnabel erkennen kann.

Achmad setzt sich hinter das Steuer, und für den Moment bin ich froh, dass ein anderer das Lenkrad in Händen hält und ich einfach nur die Klappe halten muss. Achmad schaut in den Rückspiegel, plötzlich gibt er Gas, wendet und rast die Auffahrt hinauf, zurück zur Straße. Ich schließe die Augen und warte auf den Aufprall, auf den Frontalcrash mit irgendeinem SUV, es ist kurz gewesen, das Leben, aber doch irgendwie schön, ich greife nach Cans Hand, aber greife nur Luft, nun gut, sterben muss man eh alleine, und da macht man sich immer um alles so einen Kopf, das war's also.

Das Auto bremst, ich öffne die Augen, und wir stehen am Straßenrand.

«Das war doch kein Problem, oder was.» Achmad dreht sich zu uns um und schüttelt Can die Hand. «Can-nyboy, ich hab was gut bei dir.»

«Auf jeden. Und Führerschein, versprochen.»

«Ach, lern einfach Autofahren, dann ist doch alles Fidschi», lacht Achmad und öffnet die Fahrertür.

«Kleiner Spaß. Immer korrekt bleiben.» Er zwinkert Marie zu, dann macht er sich zu Fuß auf, die Auffahrt hinunter, zu seinem Wagen. Autos fahren an ihm vorbei, hupen, ein Fahrer brüllt irgendwas aus dem Fenster, «Hirn geschissen», aber Achmad dreht sich nur lachend zu uns um und winkt.

Jetzt bloß nicht lange überlegen, denke ich mir, nicht lange überlegen, einfach wieder rauf aufs Pony. Ich klappe den Fahrersitz nach vorn und krabbele vom Rücksitz. Bei jedem Käfer sähe das eleganter aus, die stoßen sich auch nicht den Kopf am Rahmen der Fahrertür, aber Hauptsache wieder hinterm Steuer und die Hände nicht zum Himmel, die Hände aufs Lenkrad. Es kann weitergehen. Meine Finger umschließen den Zündschlüssel. «Warte mal», Marie legt ihre Hand auf meinen Unterarm. «Vielleicht sollten wir noch mal rumfragen. Irgendwer hat bestimmt einen Führerschein.»

«Ich bekomme das hin», sage ich und lasse den Zündschlüssel los, damit Marie meinen Unterarm loslässt. «Ich bekomme das hin», wiederhole ich, «nur keine Autobahn.»

«Can?» Marie dreht sich zu Can um.

«Marie, mir ist das gerade vollkommen wumpe, ich brauch Fahrtwind.»

Marie nickt nur noch erschöpft, es ist zu heiß für eine Revolte, sie nimmt die Hand von meinem Unterarm, ich darf weiterfahren.

Wir schweigen. Ein schweres, schweißdurchtränktes Schweigen. Meine Fingerknöchel werden ganz weiß, so

sehr umklammern sie jetzt das Lenkrad. Bloß keinen Fehler mehr machen, denke ich und halte an einer roten Ampel. Die Ampel wird grün, Kupplung kommenlassen, gleichzeitig Gas geben, geht doch. An den nächsten fünf Ampeln das gleiche Spiel. Ich habe einen Lauf. Der Fahrtwind kühlt unsere Haut und unsere Gemüter, und nach der zehnten Ampel ohne Zwischenfall findet Can seine Sprache wieder.

«Na ja», sagt er und zieht die Vokale ganz lang. «Wenn es so anfängt, dann kann es doch nur besser werden, oder nicht?»

«Oder was», sage ich

«Alles Fidschi, Cannyboy», sagt Marie.

Und alles ist wieder gut zwischen uns, vielleicht nicht wirklich gut, aber auch keine Katastrophe mehr.

Wir lassen unsere Stadt hinter uns und biegen ab auf die Bundesstraße. Ich beschleunige auf achtzig km/h und habe sie gefunden, meine Wohlfühlreisegeschwindigkeit.

«Den Lkws dabei zusehen, wie sie links an einem vorbeiziehn», ruft Can vom Rücksitz gegen den Fahrtwind an. «So werden Abenteuer geschichten geschrieben.»

Ich verstarke den Griff der rechten Hand um das Lenkrad und strecke die linke Hand aus dem Fenster, spüre den Fahrtwind, wie er sich gegen die Handfläche drückt, spreize die Finger und lasse den Wind hindurch.

Warum auch nicht? Warum sollten Abenteuer geschichten nicht genau so geschrieben werden?

Good News. So heißt der Benachrichtigungston, den Can auf seinem Smartphone eingestellt hat. Und wenn es danach ginge, bekäme Can im Minutentakt gute Nachrichten. Und wahrscheinlich ist das auch so, denn meist liest er seine Nachrichten und grinst. Nur ganz selten runzelt er beim Lesen die Stirn oder macht mit seiner Hand ei-

ne Wegwerfbewegung. Manchmal macht er auch beides, er grinst und wirft weg. Sein Smartphone piepst. Schon wieder gute Nachrichten.

«Unser Pavel fragt, ob wir schon in Münster sind.» Can rückt in die Mitte der Sitzbank, angeschnallt ist er sowieso nicht, aber das muss er selber wissen, und schaut über Maries Schulter auf ihr Smartphone mit dem Routenplan. «Sagt mal, wo sind wir eigentlich?»

«Kurz vor Oer-Erkenschwick», antwortet Marie.

«Oer-Erkenschwick, ich wollt schon immer wissen, wo genau das liegt. Hat so einen schönen Klang. Oer-Erkenschwick.»

«Oer spricht man aber nicht Oer, sondern Ohr», mische ich mich ein, «wegen dem westfälischen Dehnungs-E. Ich meine des, wegen des westfälischen Dehnungs-Es. Genitiv.»

«Was immer das sein soll», murmelt Can und tippt schon wieder auf dem Smartphone herum.

«Dehnungs-E oder Genitiv?», frage ich.

Can hebt den Kopf. «Gehts nur mir so, oder klingt das irgendwie versaut?»

«Geht nur dir so», seufzt Marie, streckt ihren linken Arm nach hinten und tätschelt Cans Oberschenkel.

«Muss die Hitze sein», sage ich und halte hinter einem Lkw an einer roten Ampel. Rote Ampeln bereiten mir keine Sorgen mehr. So schnell kann das gehen.

Wieder piepst Cans Smartphone. Gute Nachrichten.

«Da klackern dir die Hufe! In Oer-Erkenschwick gibt es einen Erlenweg. Ist das nicht spektakulär? Erlenweg in Erkenschwick.»

«Woher weißt du das?», frage ich und drücke das Gaspedal, lasse die Kupplung kommen. Hat die Welt je so ein geschmeidiges Anfahren gesehen?

«Unser Pavel, der weiß das.» Can lehnt sich weiter vor, und sein Oberkörper füllt nun den Raum zwischen

Fahrer- und Beifahrersitz aus. «Vielleicht sollte ich da hinziehen, in den Erlenweg. Und dann werde ich Elektriker. Elektriker aus dem Erlenweg in Erkenschwick. Da hat man es doch geschafft im Leben.»

«Oder Erleuchteter», sage ich, ein bisschen nervös, weil Cans Gesicht so nah an meinem ist. Da ist mir dann immer so, ich weiß nicht wie.

«Erleuchteter ist auch gut. Der wird mein Nachbar. Der Erleuchtete wohnt neben dem Elektriker im Erlenweg in Erkenschwick. Lasst uns da hinfahren.»

«Was?», ich schaue Can an, seine dunklen Wimpern so nah, seine Nase, die ein wenig zu groß ist, so nah, seine Grübchen so nah, Grübchen sollten bei Männern verboten sein, seine Lippen so nah, Can so nah, beim Autofahren eine dumme Idee, der Corsa fährt plötzlich nach rechts, ich blicke schnell wieder nach vorn, der Liniibus hinter mir hupt, ich lenke gegen, zurück auf die Fahrbahn, gerade noch mal gutgegangen.

«Auf die Straße gucken», ruft Marie, «und Oer-Erkenschwick? Ihr spinnt doch.»

«Nur mal kurz den Erlenweg anschauen. Wir fahren doch eh dran vorbei.»

«Can ...»

«Das sind nur ein paar Minuten.» Can legt seinen Kopf an Maries Schulter.

«Du nervst. Voll!», sagt sie. «Ich weiß», sagt er, und dann tippt Marie das neue Ziel in ihr Smartphone.

Der Erlenweg ist eine Sackgasse. Wohnhäuser und Garagen, so wie in tausend anderen Straßen auch, mehr zu sehen gibt es nicht, und ich habe keine Ahnung, was wir erwartet haben.

«Ich werd doch kein Elektriker», stellt Can ernüchtert fest.

Wir fahren durch die Ahornstraße und die Ulmenstraße, aber der Zauber, den Oer-Erkenschwick eben noch in sich trug, der ist verschwunden. Keine Einhörner, keine Zauberbäume, noch nicht einmal ein bisschen Konfetti, wir haben genug gesehen und fahren zurück auf die Bundesstraße.

Marie drückt Can ihr Smartphone in die Hand. «Ich brauche mal 'ne Pause», sie schließt ihre Augen, und ihr Kopf sinkt ein wenig nach unten.

«Ich möchte in keiner Sackgasse wohnen», sagt Can, und da sich Marie gerade abgemeldet hat, kann er nur mich angesprochen haben. Ich brauche eine geistreiche Antwort, oder zumindest witzig, witzig sollte sie sein, damit ich das Gespräch nicht genauso abwürge wie den verdammtten Corsa.

«Was ist mit einer Einbahnstraße, möchtest du in einer Einbahnstraße leben?» Kann man ja mal fragen, denke ich, nicht sonderlich geistreich, witzig auch nicht, aber ist doch nicht komplett daneben, die Frage.

«Einbahnstraße ist auch nicht besser.»

Gas geben, Kupplung kommenlassen, die Hoffnung nicht verlieren, es ist nicht vorbei, bis es vorbei ist, es ist nicht vorbei, solange der Motor läuft. «Wenigstens weiß man bei einer Einbahnstraße, in welche Richtung es geht.»

«Auch wieder wahr, das hilft bei absoluter Planlosigkeit», Can zögert kurz, dann lacht er, wirklich, Can lacht, der Motor läuft, «eine Kreuzung wäre da Horror, stell dir mal vor. Oder Kreisverkehr. Wenn du entscheiden musst, welche Ausfahrt. Geht null.»

«Und du fährst jahrelang im Kreis, weil du dich nicht entscheiden kannst.»

«Also ab auf die Überholspur und das Leben auskosten.»

«Ach komm, Klischee.»

«O. k., Standstreifen.»
Jetzt muss ich lachen.
«Sag zehnmal hintereinander Standstreifen.»
«Boah Entenarsch, Standstreifen, nicht Strandstreifen.»
«Schon gut, also Standstreifen.»
«Mit Warnblinklicht.»
«Wenn schon Stillstand, dann bitte mit Hysterie.» Wir kriegen es tatsächlich hin, wir fahren, keine Ampel kann uns stoppen, und wir reden miteinander.
«Momentan bin ich Dauerbaustelle», sagt Can. «Und du so?»
«Ja, das trifft es wohl. Immerhin besser als Fahrbahnverengung.»
«Fahrbahnverengung ist echt mies.»
«So was wie Darmverschluss.»
«Oder Dehnungs-E.»
«Mautstraße», fällt mir noch ein, «da gibt es nichts umsonst.»
«Umgehungsstraße.»
«Umleitung.»
«Alles, nur keine Sackgasse.»
«Verkehrsberuhigte Zone.»
«Das ist eher was fürs Alter. Kreisverkehr.»
«Hatten wir schon.»
«Nein», Can zeigt auf Maries Smartphone. «Im Kreisverkehr musst du gleich die dritte Ausfahrt nehmen.»
Manchmal ist es ganz einfach.
Kreisverkehr folgt auf Kreisverkehr, und jede Ausfahrt aus einem Kreisverkehr bedeutet, dass wir Münster ein Stückchen näher kommen. Die Orte, an denen wir vorbeifahren, haben keine klangvollen Namen mehr, sie heißen einfach nur irgendwie. Sie wecken keine großen Erwartungen, und das schützt uns vor Enttäuschungen. Marie schläft immer noch, und auch ich werde langsam

müde. Wir sind erst zwei Stunden unterwegs, und ich frage mich ernsthaft, wie ich das die nächsten Wochen aushalten soll. Von der Hitze habe ich Kopfschmerzen bekommen. «Bei diesen Temperaturen ausreichend trinken», wird man seit Tagen vollgejodelt. Da ist wohl was dran, aber niemand von uns hat an Getränke gedacht. Vorbereitung ist alles, nur ist es dafür zu spät.

Links und rechts von der Straße sind Felder, und ich denke, dass das unserem Pavel gefallen müsste, weil man so weit gucken kann.

«Aufpassen», brüllt Can von hinten, und ich kann gerade noch bremsen, bevor ich mit achtzig Sachen in den nächsten Kreisverkehr brette.

«Was?», sagt Marie, aus dem Schlaf gerissen und verdattert.

«Da sieht man vor lauter Feldern den Kreisverkehr nicht», nuschele ich vor mich hin.

«Jetzt mal ohne Scheiß, wie bist du bloß an diesen Führerschein gekommen?», fragt Can und gibt Marie ihr Smartphone zurück.

«Keine Ahnung. So wie du an deine Abizulassung», doch da höre ich es wieder knurren, «und der Prüfer ist ein Kumpel von meinem Onkel. Das hat geholfen, schätze ich», schiebe ich deshalb schnell hinterher.

«Bei der Autobahn.»

«Bei der Autobahn und dem ganzen Rest.»

Bis Münster sind es noch fünf Kilometer, und zum Abschluss der ersten Etappe habe ich eine gute Nachricht für Can: «Wenn du glaubst, dass ich katastrophal fahre, dann warte mal, bis ich einparke. Das habe ich überhaupt nicht gelernt.»

[...]

[...]